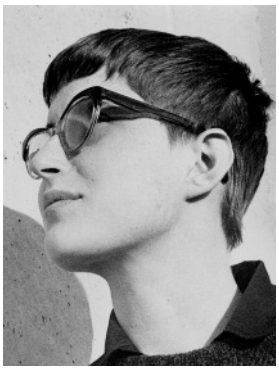
ulm war mein Ort

Gerda Müller-Krauspe



Warum nach ulm?

Genau genommen waren es die Zulassungsbedingungen. Ausgewandert nach Kanada, wollte ich nach zwei harten Jahren als Akkordarbeiterin, Haushaltshilfe und schließlich Möbelzeichnerin 1958 wieder zurück nach Europa, um Innenarchitektur zu studieren. Von ca. 15 vom deutschen Konsulat hilfreich benannten Ausbildungsstätten in der Bundesrepublik und im europäischen Ausland entpuppte sich die hfg ulm als die einzige, die weder auf zwei, besser noch mehr bereits abgeleisteten Semestern insistierte, noch eine Atlantiküberquerung zwecks Teilnahme an einer mehrtägigen Aufnahmeprüfung vor Ort für zumutbar hielt. Vielmehr entschied sie bekanntlich auf Grund der eingesandten Unterlagen – in meinem Fall des Portos wegen im DIN-A4-Format – und sicherte zu, das Ergebnis so rechtzeitig mitzuteilen, dass man bei positivem Bescheid seine Zelte geordnet abzubrechen vermochte. Dass dieses Procedere der ulmer Internationalität geschuldet war, begriff ich erst später.

Der vernünftige Bewerbungsmodus war es also, der mich nach ulm brachte, und nicht so sehr die Begeisterung für Auftrag und Programm dieser Neugründung.

Denn die kleinen ulmer Informationsblätter gaben mir zwar eine vage Vorstellung von der Idee einer neuen Schule, sie machten mich aber auch ratlos. Von Innenarchitektur stand da nichts; immerhin enthielt die Bilderrätselseite des Fragebogens drei Stühle/Sessel. Sie wurden als Möbelgattung offensichtlich bejaht. Vielleicht würde sich das alles, wenn erst einmal dort, irgendwie weisen. Hätte die hfg einen Schwerpunkt Möbelgestaltung besessen, aber das herkömmliche Aufnahmeverfahren exerziert, dann wäre ich nie dort gelandet.

Verwirrung und Bekehrung

In den vier Studienjahren erlebte ich mich und die hfg in einem Prozess wechselseitiger Veränderung. Gewiss, der Gebäudekomplex, Inbegriff der Moderne, beeindruckte mich bereits als Schauplatz meiner Ausbildung und hoffnungsvolle Stätte späteren Wohnens, als ich die Schule erstmals betrat. Hier sollte man bleiben, keine Frage. Dann aber gewann unverkennbar Irritation die Oberhand. Kein flottes Freihandzeichnen, keine gekonnten Perspektivdarstellungen und nirgends Möbel im Entstehen, dafür aber Vorlesungen in Kombinatorik und Topologie und abstrakte visuelle Übungen, präzise auszuführen auf teuren DIN-A2-Kartons, die ich häufig versaute. Dazu formale Logik und anderes, das ich nicht zuzuordnen wusste.

Nach drei Monaten und die erste Hürde der Grundlehre hinter mir, entschloss ich mich zu einer tour d'horizon und besuchte drei deutsche Werkkunstschulen bzw. Akademien. Überall flotte oder auch weniger gelungene Freihandzeichnungen an den Wänden, jede Menge Perspektivzeichnungen ebendort und hin und wieder das Foto eines zeitgemäßen Möbelstücks. Und natürlich dominierend: die Leistungsbilanz der Anwärter im Kunstschaffen. Ganz plötzlich empfand ich das alles als ungeheuer abgestanden und miefig. Und sprechen wollte mit mir ohnehin keiner. Ich kehrte nach ulm zurück – als Bekehrte.

Danach wusste ich, wo mein Ort war. Auf einmal war ich frei für die nicht ganz durchschaubaren Angebote der ulmer Grundlehre und vor allem für die Leere im Kopf, die die Aufgaben der visuellen Methodik bewirkten. Abgehakt waren die Themen Innenarchitektur und Mobiliar zu Gunsten einer weitgefächerten, technisch orientierten Erzeugnispalette in der Produktgestaltung. Aus einer verunsicherten Anfängerin wurde eine bekennende ulmerin, die sich später unendlich schwer tat, eine als richtig erkannte, vermeintlich für ewig festzuschreibende Position angesichts der eingetretenen Entwicklungen – erst partiell, dann zur Gänze – räumen zu müssen.

Nicht länger früheren Berufsvorstellungen verhaftet, nahm ich nun jene ureigenen Charakteristika des hfg-Studiums wahr: die Internationalität und das einzigartige Lehrprogramm und die fruchtbare Interaktion von beidem. Die

Aus:
hfg, ulm · Die Abteilung Produktgestaltung · 39 Rückblicke.
Hg. v. K-A. Czemper, Schriftenreihe club off ulm e. V., 2008

internationale Zusammensetzung von Studentenschaft und Lehrkörper erschien mir bald selbstverständlich, die Breite der wechselnden Lehrangebote aus den unterschiedlichsten Wissensgebieten dagegen nie. Die hfg war eben nicht nur eine Kaderschmiede für Gestaltungsdisziplinen, sondern eine Bildungsanstalt par excellence, wie es sie vor und nach ihr an vergleichbaren Hochschulen nicht gegeben hat. Ihr pädagogisches Credo, Ausbildung samt Bildung zu vermitteln, öffnete Türen zur Welt. Das hat mich ungemein bereichert.

wohnhaft: Am Hochsträß 8, Wohnturm

Mit Aufnahme in das zweite Studienjahr bezog ich ein Einzelzimmer im Wohnturm, da als Raucherin keiner anderen Mitbewohnerin zumutbar. Ich war selten so glücklich, zumal ich wegen Damenbesuchs nach 22 Uhr gerade aus meiner freundlosen, unheizbaren Unterkunft rausgeflogen war. Und nun auf nicht viel mehr als 10 qm alles, was das Herz begehrt. Eine Platte mit Böcken: der Schreibtisch, samt Bill-Hocker, eine Leuchte, ein eingebautes Bett, Schrank und Stauräume ebenfalls eingebaut, ein Waschtisch mit Spiegelschränkchen und ein geflochtener Kartoffelkorb als Abfallbehälter, was wollte man mehr. Sogar Vorhänge gab es, für ein Souterrainzimmer durchaus nützlich.

Mit dem Einzug verband sich eine weitere Annäherung an die Schule: neue Erkundungen der Örtlichkeiten und des Geländes, der Niesnutz der Duschen, die kurzen Wege zu den Unterrichtstrakten und zu Kommilitonen. Es erschloss sich ein dem Studium förderliches, stabilisierendes Umfeld. Schließlich garantierte das Zimmer im Wohnturm, abends und an Wochenenden über einen zweiten guten Arbeitsplatz jenseits der Schulräume zu verfügen. Eine Riesenentlastung für jemanden wie mich, die mit ihren Aufgaben immer nachzuhinken glaubte.

Als Bewohnerin des Wohnturms vollzog sich erst recht eigentlich und lautlos die Aufnahme in die ulmer Gemeinschaft, nahm die Idee von einer gemeinsamen Arbeits- und Lebenswelt Gestalt an, die für Grundlehre-Studenten in ihren möblierten Zimmern nur in einer unscharfen Ahnung bestand. Jetzt sah ich mich zum ersten Mal in meinem Leben als Teil einer Gemeinschaft, international obendrein, die weit außerhalb der Stadt Ulm behaust, miteinander auszukommen hatte. Dieses, wenn auch nicht neue soziale Experiment funktionierte erstaunlicherweise sehr gut, und zwar, wie ich meine, aus zwei Gründen: aus einer Mischung von straffem Reglement (Pünktlichkeit / Präsenzpflicht) und liberaler Freizügigkeit (keine Hausordnung im Wohnturm) seitens der Schule und ein gewahrter höflicher Mindestabstand zwischen allen Akteuren. Ein dritter und vielleicht der wichtigste Grund aber dürfte die Gleichstellung der Geschlechter gewesen sein, der sich die hfg ulm von Anfang an verschrieben hatte. Als Frau hat man diese Gleichbehandlung nach vorangegangenen, oft hässlichen Erfahrungen gleichsam als Befreiungsakt empfunden. Dieser demokratische Gleichheitsgrundsatz ersparte mir und allen anderen Kommilitoninnen beachtliche Energieverluste und verdient als progressive Ausgangsposition der hfg eine gesonderte Würdigung (s. a. »Selbstbehauptungen«). Dass sich hieraus nach vier Jahren die Vorstellung nährte, in der Arbeitswelt ginge es inzwischen ähnlich zu, steht auf einem anderen Blatt.

Die ulmer Wohn- und Arbeitsgemeinschaft bewährte sich im Alltag und fand in der Ausrichtung von allwöchentlichen Fêten oder Filmabenden, wie jeder ulmer weiß, ein besonderes Aktionsfeld. Sie trugen ohne Zweifel, wenn auch nicht nur, zur Paarbildung bei. Aus diesem sozialen Geflecht der hfg gingen 33 Ehen unter Studenten hervor, von denen gegenwärtig nur noch zehn bestehen. Eine davon ist meine, wofür ich ebenfalls sehr dankbar bin.

So gesehen, habe ich die hfg als eine Stätte erlebt, bei der sich so ziemlich alles, was eine Frau für Studium und Leben brauchte, unter dem Dach eines Gebäudekomplexes fand: eine stimulierende und zugleich disziplinierende Architektur, ein Zimmer von perfekter Kargheit, ein phantastisches Bildungsangebot, die progressiv praktizierte Gleichstellung, eine international gemischte Gemeinschaft und die Fêten im Haus – schließlich einen lebenslangen Partner. Allerdings: Der vornehmlich selbst erzeugte Leistungsdruck passte so gar nicht in dieses nahezu vollkommene Arkadien.

Bedeutsame Dozenten, wichtige Lehrveranstaltungen

Umgekehrt gefragt: Gab es Dozenten oder Lehrangebote, die mir damals oder später verzichtbar erschienen? Strenggenommen nicht. In dieser Verneinung spiegelt sich der Ehrgeiz einer neuen Schule, die mit einem frappierenden Lehrangebot aufwartete, für das sie zwar qualifizierte, in der Regel aber noch unbekannte, jüngere Lehrer berief. Die Kombination von immer wieder neuen Inhalten und immer wieder frischen Köpfen nährte die Neugier und ließ Langweile gar nicht erst aufkommen. Wo man der Verführung, sich zu langweilen, am ehesten erliegen konnte – bei den rein technischen Fächern – wusste man bald um den hohen Preis und also um die Wichtigkeit auch dieses Unterrichtes.

Mit anderen Worten: Ich erlebte an der hfg einige hervorragende Dozenten und die große Mehrheit als engagierte Lehrer. Das hatte allerdings einiges mit dem Zeitpunkt meines Studieneintritts zu tun. Das Studienjahr 1958 prägte bereits die eingeleitete Kurskorrektur. Zugleich waren die Festdo-

zenten, sofern Autodidakten oder Quereinsteiger, in den zurückliegenden fünf Jahren zu überzeugenden Fachleuten mutiert, die ihren Unterricht souverän bestritten. Dass die Profiliertesten von ihnen – wie Otl Aicher, Tomás Maldonado, Anthony Fröshaug, Horst Rittel, Gert Kalow – sich zu dieser Zeit die Kurse der Grundlehre vorbehielten, betrachte ich noch immer als eine höchst nachahmenswerte pädagogische Konzeption.

Die Grundlehre war sowohl das theoretische als auch das praktische Fundament für alle weitere, nicht nur gestalterische Entwicklung, und im Nachhinein zeigt sich unübersehbar der Bogen von der Abstraktion hin zur konkreten Anwendung.

Aber eben erst im Nachhinein. Zunächst aber war das alles sehr, sehr fremd.

Wenig nur wies im ersten Jahr auf vertrautes Terrain. Dazu zählte für mich die optionale Vorlesungsreihe »Einführung in die Geschichte der Literatur« des allwöchentlich aus München angereisten, empfindsamen Joachim Kaiser, die ich mit großem Vergnügen besuchte. Eine Lehrveranstaltung, bestritten von einem weit unter Dreißigjährigen, der den verwegenen Spagat unternahm, abwechselnd mit Sophokles und Brecht bekanntzumachen, und der ungeheuer darunter litt, dass kaum einer seiner zum Teil fast gleichaltrigen Zuhörer weder gebundene noch freie Verse zu lesen vermochte. Auf eine »Literarische Mitte« vorgestoßen sind wir mit Joachim Kaiser natürlich nicht. Das Timbre seiner Stimme und sein ostpreußischer Dialekt aber sind mir bis heute im Ohr.

Unter allen obligatorischen Lehrveranstaltungen nehmen wohl die »Mittwochseminare« zumindest für die mittlere Studentengeneration einen ganz besonderen Stellenwert ein. Ein Forum für völlig heterogene Themen, von denen mir merkwürdigerweise ihre Vielgestaltigkeit, nicht aber ihre Einzelinhalte in Erinnerung geblieben sind.

Gut oder besser schlecht im Gedächtnis ist mir noch Rayner Banham und seine befremdliche Botschaft einer Pop Art, der sich auch Teile des Produkt-Designs einverleiben lassen sollten. Ferner der Linguist S. J. Hajakawa, der zu grundlegenden Einblicken in die japanische Schrift verhalf.

Sehr lebendig jedoch sind mir die von den hauseignen Protagonisten L. Bruce Archer und Horst Rittel im Tandem bestrittenen Veranstaltungen zur konkreten Anwendung von Methoden der Statistik geblieben. Unvergesslich die Klärung der Frage, ob sich so etwas wie ein genuiner Krawatten-Typus an der hfg an Hand von rund 200 leihweise eingesammelten Schlipsen nachweisen ließe. Aufgabenstellung und Durchführung versetzten nahezu die gesamte Studentenschaft über Stunden und in mehreren Räumlichkeiten in Rotation – als Protokollanten- oder Bewertungs-Teams und schließlich als Evaluationsgruppen –, um am Ende ein eher enttäuschendes, weil nicht signifikantes Resultat zu erhalten. Indessen, der Umgang mit widerlegten Annahmen ist ja auch bedeutsam.

Das kongeniale Gespann Horst Rittel und L. Bruce Archer, wenngleich nur von kurzer Dauer, stellte, wie man rückblickend wohl erkennen muss, eine fruchtbare Schnittstelle dar. Hier der Mathematiker, der praktische Anwendung für Theoreme suchte, dort der praktische Ingenieur-Designer, der auf eine weitere theoretische Untermauerung von Design-Prozessen erpicht war. Daraus hat sich nicht nur ein weiterer Schritt in Richtung einer Verwissenschaftlichung der Schule ergeben, sondern nach Abklingen der Überhitzungsphase dann auch das, was man bis heute die ulmer modelle nennt.

Studienarbeiten: betreut und im Alleingang

Es waren im Ganzen nur vier; wichtig waren sie mir alle. Keine aber hat mich so mitgenommen wie die erste, der Entwurf einen Balken-Feinwaage, deren technische Komplexität, angereichert durch zusätzliche Vorgaben seitens der Entwurfsdozenten, sträflich unterschätzt worden war. Für die Dauer eines Quartals angesetzt, nahm die Entwicklung bei allen fünf Studenten des Jahrgangs dann die doppelte Zeit und nach und nach drei Dozenten in Anspruch.

Walter Zeischegg als erster Betreuer ließ sich zwar oft mehrstündig täglich an meinem Arbeitsplatz nieder, beschäftigte sich allerdings kaum mit dem Projekt als vielmehr mit Kinetik, Bionik und Gott und der Welt in Form seiner endlosen Monologe. Die strapaziöse Bevorzugung, die Zeischegg mir schenkte, verhalf den männlichen Kommilitonen zu unbetreutem, aber auch ungestörtem Fortschritt, mir hingegen zu einem aufgestockten abendlichen Arbeitspensum.

Mit Hans Gugelot als nachfolgendem Betreuer sollte nun alles besser werden, doch es wurde im Gegenteil schlechter. Was Zeischegg an Überpräsenz bot, bot Gugelot an Unterpräsenz. Der Renommierte zeigte sich, seinem Institut verhaftet, kaum. Erst als Georg Leowald, Gastdozent und Pendler aus Düsseldorf im zweiwöchentlichen Turnus, als Retter in der Not auf der Bildfläche erschien, lernte ich die Bedeutung einer hilfreichen Korrektur kennen.

Es folgte eine Aufgabenstellung des Gastdozenten und Ingenieur-Designers Herbert Oestreich: Schalt- und Griffelemente für Schaltschränke, deren verschiedene Varianten in der Gruppe zu erarbeiten und an einer zu entwickelnden Drehmomentevorrichtung zu demonstrieren waren. Letztere, von den Kommilitonen Reinhart Butter, Gerhard Beigel, Jan Schleifer und Peter Schoeller im Handumdrehen kreiert, hat mir sehr imponiert. Die Akzeptanz einer verspätet eingereich-

ten Lösung durch den ansonsten äußerst korrekten Herbert Oestreich ebenfalls.

Die nächsten beiden Aufgaben Campinganhänger und Diabetrachter betreute L. Bruce Archer und, sofern es den Anhänger betraf, fast im Wortsinn. Das Ganze wickelte sich nämlich als Rollenspiel zwischen Auftraggeber und Auftragnehmer ab mit Archer als schottischem Mittelständler, der in einem solchen Produkt lukrative Anwendungen für seine Abkantbänke und Schweißmaschinen zu sehen glaubte. Dieses Rollenspiel, bei dem z. B. Besprechungsnotizen und Protokolle auszutauschen waren und natürlich die gesamte Archer'sche systematische Entwurfsmethodik zum Einsatz kam, fand ich ebenso lehrreich wie vergnüglich. Auch das, möchte ich meinen, ist ein Lehrerfolg.

Leider blieb diese unterhaltsame Vorgehensweise auf dieses eine Beispiel beschränkt. Bei der sich anschließenden Aufgabe, einem beliebigen Redesign und seiner Elementenreduktion, herrschte wieder der normale Dozent / Student-Diskurs. Im Übrigen schon in der Wahl eines geeigneten Objekts ein schwieriges Thema. Meiner Erinnerung nach ist von den fünf Studenten unserer Gruppe nur Reinhart Butter mit seiner innovativen Armbanduhr eine allseits überzeugende Lösung gelungen.

Zu resümieren wäre: Von all diesen Entwurfslehrern, selbst von Walter Zeischegg, wenn auch von ihm in völlig anderer Weise, habe ich etwas Substanzielles mitgenommen, nur nicht von Hans Gugelot, von dem ich mir vermutlich am meisten versprach. Generell aber deckten die vier Aufgaben das Spektrum von Low Tech zu High Tech ab und vermittelten eine Vorstellung von den jeweiligen, oft kaum zu erkennenden Schwierigkeitsgraden.

Die ulmer Mitgift

Sehr viel bedeutsamer freilich als alles, was Entwurfsarbeiten an Hand konkreter Aufgaben vermitteln können, erwiesen sich im Laufe eines Lebens die Prägungen durch die hfg oder, aus weiblicher Sicht: die »ulmer Mitgift«. Diese Mitgift ist in meinem Report »Selbstbehauptungen – Frauen an der hfg ulm« auf der Basis einer Abfrage der Teilnehmerinnen genauer analysiert und stellt den kollektiven Extrakt dar, der so ziemlich für jede einzelne gilt, also auch für mich.

Danach sind es drei übergeordnete Parameter, von denen die hfg-Frauen ein Leben lang profitierten: eine Schulung der Ratio, ein Training der visuellen Wahrnehmung und die Ausbildung von Haltungen.

Zum rationalen Vermögen zählt u. a.: »Kritisches Hinterfragen« sowie »Argumentieren und Begründen« – Fähigkeiten, die Mitte der sechziger Jahre von Designern kaum beherrscht, Frauen schon gar nicht zugestanden wurden. Ein äußerst nützliches Instrumentarium.

Von der rigiden visuellen Schulung ist allen, so auch mir, eine »ästhetische Sensibilisierung« geblieben, die zuvörderst auf Wahrnehmungsphänomene und Ordnungsprinzipien setzt und ganz sicher auch für lange Zeit das gemeinsame ästhetische Repertoire aller ulmer lieferte.

Das Ausbilden von Haltungen als Bestandteil der Mitgift mag überraschen. Indessen, neben so Profanem wie dem oft mühsamen Entwickeln von »Arbeitsdisziplin« werden hier vor allem »sozial verantwortliches Gestalten und Handeln«, »politisches Bewusstsein« und – erstaunlicherweise – ein »verlässliches Selbstbewusstsein« genannt. Gewiss, damals wie heute hat sich keine Hochschule ins Programm geschrieben, das Selbstbewusstsein ihrer Studentenschaft zu stärken. Auch die hfg nicht; das hat allein die hier praktizierte Gleichstellung bewirkt. Ob die männlichen Kommilitonen Analoges zu bilanzieren wissen, mag offen bleiben. Für die Studentinnen jedenfalls bedeutete dieser Zugewinn eines »verlässlichen Selbstbewusstseins« unendlich viel.

Ein unwiederholbares Experiment

Die letzten Sätze kommen schon fast einer Gesamtwürdigung der Schule gleich, die sehr viel mehr war als nur die seinerzeit fortschrittlichste Ausbildungsstätte für neue gestalterische Disziplinen, und zwar deren fünf – Bauen, Produktgestaltung, Visuelle Kommunikation, Information und Film – diese eben und keine anderen. Sie resultierten aus der Vorstellung einer demokratischen Gesellschaftsordnung und der Vision, für den kollektiven wie den individuellen Bedarf einer »technischen Zivilisation« wirksam zu werden. Das war der selbst erteilte gesellschaftliche Auftrag der hfg, mitreißend zu Beginn der Schule, Leitbild in der mittleren Phase und eine verlorene Utopie an ihrem Ende.

Insoweit hat ulm von Anfang an eine Identität gehabt, die sie, wie ich meine, zwangsläufig einbüßen musste, als sich die gesellschaftlichen Verhältnisse Hand in Hand mit den wirtschaftlichen ultimativ veränderten. Insofern wird es auch kein zweites ulm mehr geben können.

Dass die Ausbildung an der hfg weltweit als die beste galt, namentlich was die Produktgestaltung betraf, daran ist kaum zu rütteln, wobei das Fachliche mit den breiten sonstigen Wissensangeboten eng verklammert zu sehen ist. In meinem beruflichen Werdegang kam mir beides zugute. Merkwürdig zu konstatieren: Meine letzten vierzehn Berufsjahre in einer Stiftung, in der Produktgestaltung eine eher untergeordnete Rolle spielte, hätte ich ohne meinen ulmer Hintergrund vermutlich nur unzulänglich bewältigt.

Die hfg ulm ist unwiderruflich Vergangenheit, eine Legende dazu. Immerhin hat sie mir für einige Jahre die Teilhabe an einer Utopie geschenkt, die den Glauben an eine vernünftige Welt mit vernünftigen Bürgern und an ein vernünftiges Design nährte. Dafür bin ich noch heute dankbar.

Berufsweg nach Studienabschluß:
1962–1969 Anstellung bei AEG, Abt. Formgestaltung, zuständig für Design-Theorie, Information und Dokumentation.
1969 Gastvorlesungen an der Ohio State University, Columbus, USA.
1970–1972 Dozentin an der SHFBK Braunschweig, Lehrgebiete: Geschichte, Theorie und Methodologie des Industrial Design.
1973–1983 erneut angestellt bei AEG-Telefunken in der zentralen Design-Abteilung (IPG), Arbeitsgebiete wie zuvor, sowie interne Aus- und Weiterbildung.
Nach dem Freitod des Abteilungsleiters von
1981–1983 kommissarische Leitung des Instituts für Produktgestaltung; in dieser Funktion verantwortlich bis zu dessen Schließung im Zuge der Sanierungsmaßnahmen.
1984–1998 Geschäftsführerin der IKEA-Stiftung Deutschland.
Seither im Ruhestand

Weitere berufliche Aktivitäten:
Seit 1965 freie Mitarbeiterin der Zeitschrift »form«. Diverse Veröffentlichungen. Vortrags- und Jurytätigkeit.
1969–1980 Präsidiumsmitglied im Verband Deutscher Industrie-Designer.
Seit 1976 Mitglied im Deutschen Werkbund (DWB). Mitbegründerin des club off ulm und sodann von
1984–1991 dessen erste Vorsitzende.
1990 Gründungsmitglied des Designerinnen-Forums.

Veröffentlichungen (Auswahl):
»Design = Design? Plädoyer für zwei Fremdworte.« In: *form*, Ht. 35, 1966
»Design = Design? Ein zweites Plädoyer für zwei Fremdworte.« In: *form*, Ht. 42, 1968
»Umweltgestaltung – was ist das? Versuch einer Deutung.« In: *form*, Ht. 43, 1968
»Opas Funktionalismus ist tot. – Zum Standort des Industrial Design gestern, heute und morgen.« In: *form*, Ht. 46, 1969
»Styling – das Prinzip der Diskontinuität.« In: *form*, Ht. 47, 1969
»Industrial Design morgen – Alternativen.« In: *form*, Ht. 48, 1969
»Ist der VDID ein Arbeitgeberverband?« In: *form*, Ht. 49, 1969
»7000 Studenten studieren ›Design‹ – aber wie? Ein nachgefragtes Studium als Wartesaal zum Hochschulglück.« In: *form*, Ht. 70, 1975
»Bundespreis – Automobile: Beinahe nur Staatskarrossen. Anmerkungen zum Bundespreis ›Gute Form‹ 1976/77.« In: *form*, Ht. 71, 1977
Karl-Heinz Krug, Gerda Müller-Krauspe, *Industrial Designer – Blätter zur Berufskunde.* Hrg.: Bundesanstalt für Arbeit, 3. Auflage 1977
»Autonomie des Procedere – oder die Selbstentmündigung einer Jury. Anmerkungen zum Bundespreis ›Gute Form‹ 1979.« In: *form*, Ht. 87, 1979
»Wir waren 26 – Frauen an der hfg.« In: Katalogbuch *Frauen im Design*, Bd. 1, LGA Baden-Württemberg, Design Center Stuttgart, 1989
»David spinn das Netzwerk – Goliath kommt nicht allein. Der Markt der Design-Leistungen in den EG-Ländern.« In: *form*, Ht. 137, 1992
»Die Vermessung des Schönen.« In: *Design-Dimensionen*, form spezial 1, form-Verlag, 1997
»Das mono-Besteck von Peter Raacke.« Reihe Design-Klassiker, Bd. 19, form-Verlag, 1999
»ulm in Mailand – Mailand in ulm.« In: Katalogbuch *3 : 4. Fünfzig Jahre italienisches und deutsches Design.* Kunst- und Ausstellungshalle der Bundesrepublik Deutschland, 2000
Gerda Müller-Krauspe, Ursula Wenzel und Petra Kellner, *Frauen an der hfg – Lebensläufe und Werdegänge.* Website: www.frauen-hfg-ulm.de, 2003
Selbstbehauptungen – Frauen an der hfg ulm, Buch mit CD, anabas-Verlag, 2007